
EWALD FRIE

Universität Trier, Institut für Neuere und Neueste Geschichte

Militärische Massenrituale

Einleitung

Die „Massen“ sind seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein Thema philosophischer, kulturkritischer und politischer Debatten (BLÄTTLER, 1995). Diese setzen sich unter dem Eindruck der Französischen Revolution einerseits, der Industrialisierung andererseits mit der Masse auseinander, die vom bloßen Pöbel zum Akteur geworden war. Das 19. Jahrhundert ist in West- und Mitteleuropa gekennzeichnet von dem Versuch, die in nachständischer Zeit entfesselten Massen durch abgestufte politische Partizipation, durch soziale Gesetzgebung, aber auch durch Repression und Unterdrückung zu beherrschen. Im 20. Jahrhundert haben die großen politischen Ideologien, die die liberale Demokratie herausforderten und zeitweise zu besiegen schienen, die Massen als Mittel der Propaganda und der Durchsetzung revolutionärer Ziele in neuer Weise ins Gespräch gebracht. Inszenierte, teils sorgfältig choreografierte Massenspektakel sind ein Signum der politischen Kultur der 1920er und 1930er Jahre. Sie reichten über die extremen Parteien hinaus in die politische Mitte hinein und spielten auch außerhalb der politischen Sphäre im Theater (NITZSCHKE, 1990), im Sport und in der Massenkultur eine wichtige Rolle.

Zu fragen ist, welche Rolle das Militär in diesem Prozess gespielt hat. Von allen staatlichen Organisationen haben sie die längste Tradition im Umgang mit Massen. Kriege erfordern den Einsatz von Menschenmassen. Um die Tötungsgewalt zu organisieren und gleichzeitig einzugrenzen, werden Menschenmassen diszipliniert, entindividualisiert und abgerichtet. Genau das kennzeichnet aber die Masseninszenierungen der 1920er und 1930er Jahre. Gleichzeitig waren die Jahre 1914 bis 1945, in denen Europa sich unter tatkräftiger Führung Deutschlands selbst zerstörte, ungeheuer gewalttätig. Ob wir sie mit Ernst NOLTE als „Weltbürgerkrieg“ verstehen wollen, mit Eric HOBSBAWM als „Katastrophenzeitalter“ beschreiben oder mit Mark MARZOWAR vom „dunklen Kontinent Europa“ sprechen, immer ist die Frage, wie die Gewalt in die Gesellschaften hineinkam und auch zwischen ihnen wie entfesselt wütete. Haben wir es in den Jahren 1914 bis 1945 mit einer teils kontrollierten (Massenrituale), teils unkontrollierten Vergesellschaftung militärischer Formensprache und militärischer Gewalt zu tun? Waren die politischen, kulturellen und sportlichen Massenveranstaltungen dieser Zeit also eine Form gesellschaftlicher Militarisierung, über deren Verbindung zur unkontrollierten Gewalt dann noch zu diskutieren wäre? Diese Fragen sollen durch eine genauere

Betrachtung des militärischen Umgangs mit Massen beantwortet werden. Dabei wird die deutsche Militärgeschichte seit dem 18. Jahrhundert im Zentrum stehen. Der weite chronologische Ausgriff ist notwendig, um das Militärische im Wandel zu kennzeichnen und dadurch das Spezifische der militärischen wie der allgemeinen Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts zu beschreiben.

Marschierende Menschenmassen

Dass Menschen marschieren, ist nicht normal. Jeder Mensch geht anders. Warum sollte man ihn abrichten? Die Abrichtung des Menschen war in der Frühen Neuzeit keine Schikane, sondern funktional. Der Krieg war eine Kunst. Sie wurde von sorgfältig ausgebildeten Soldaten betrieben, die als einheitlich marschierende Masse auf dem Schlachtfeld auftraten. Allein um ihre Gewehre richtig zu bedienen, mussten sie zahlreiche Handgriffe beherrschen. Diese Handgriffe mussten in rhythmischer Gleichförmigkeit ausgeführt werden, damit der Vorgang des Schießens nicht ins Stocken geriet. Soldaten standen sich in Reih und Glied auf dem Schlachtfeld gegenüber und hatten dann verloren, wenn sich ihre Reihe auflöste, wenn die Ordnung zerbrach (SIKORA, 1996). Sie boten dem Gegner nicht nur die Stirn, sondern den ganzen, hoch aufgerichteten Körper als Ziel dar. Sie gingen nicht in Deckung. Das war nicht übermäßig gefährlich, weil die Feuerwaffen des 18. Jahrhunderts ohnehin kein gezieltes Schießen erlaubten. Aber getroffen wurden Soldaten gelegentlich doch, durch Gewehrkugeln oder durch die viel größeren Kugeln der Artillerie. Standhalten auch unter Artilleriebeschuss war eine Tugend, die der Armee Gewinn bringen konnte, einzelne Truppenteile aber zu unglaublichen Durchhalteleistungen zwang. In den Worten Leo TOLSTOIS: „Das Regiment des Fürsten Andrej hatte mit anderen zusammen bis gegen zwei Uhr untätig hinter Semeonowskoje in heftigem Artilleriefeuer in der Reserve gestanden. Nachdem es bereits über zweihundert Mann verloren hatte, wurde es auf ein zerstampftes Haferfeld vorgeschoben, in den Raum zwischen Semeonowskoje und der Hügelbatterie, ein Geländestück, auf dem an diesem Tage Tausende von Menschen sterben mussten und auf dem von jetzt an das heftigste konzentrische Feuer mehrerer hundert feindlicher Geschütze lag. Ohne sich vom Fleck zu rühren und ohne einen einzigen Schuss abzugeben, verlor das Regiment hier noch ein Drittel seines Bestandes. Von vorne und namentlich von rechts her krachten in dem gar nicht mehr weichenwollenden Pulverdampf die Kanonen, und aus diesem geheimnisvollen Dampfbereich, welcher das ganze Gelände zwischen den Russen und Franzosen verhüllte, kamen unaufhörlich hastig zischende Kanonenkugeln und langsamer heranpfeifende Granaten geflogen. Als sollte das Regiment sich ab und zu ein wenig erholen dürfen, verging dazwischen eine Viertelstunde, während deren alle Kanonenkugeln und Granaten über die Köpfe der Leute wegflogen, dann aber wurden wieder innerhalb einer Minute Menschen über Menschen aus dem Gliede gerissen, und unaufhörlich mussten Gefallene auf die Seite geschafft und Verwundete nach rückwärts getragen werden. Mit jedem neuen Einschlag wurde für die bisher Verschonten die Aussicht, das Leben behalten zu können, immer geringer. Das Regiment stand in Bataillonskolonnen, dreihundert Schritt auseinander, trotzdem aber herrschte im ganzen Regiment genau die glei-

che Stimmung. Alle Soldaten des Regiments waren gleichmäßig schweigsam und finster. Nur selten kam ein Gespräch innerhalb der Reihen in Gang, verstummte aber jedes Mal, wenn man ein Geschöß einschlagen und darauf nach Tragbahnen rufen hörte. Wie befohlen, hockten die Leute meist auf der Erde. [...] Die Leute waren nun schon seit über acht Stunden ohne Nahrung und ohne Tätigkeit, unentwegt vom Grauen des Todes beschattet, und die bleichen und finsternen Gesichter wurden immer bleicher und finsterer“ (TOLSTOI, 2000, S. 1075–1076).

Offiziere setzten diese Art von stoischer Disziplin durch, indem sie mit der Waffe in der Hand hinter ihren Mannschaften standen, und auch einmal in eine zur Flucht sich wendende eigene Truppe hineinschießen ließen, um sie zum Bleiben zu bewegen (FRIE, 2001, S. 186). Standhalten gelang nur in Formation, in der Masse. Die leitende Metapher der militärischen Publizistik war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Maschine, die aus Menschenkörpern bestand (GEMBRUCH, 1990; BRÖCKLING, 1997). Menschenmassen mussten so dressiert (auch das eine beliebte Metapher) werden, dass das individuell Menschliche hinter kollektiv maschinellen Automatismen verschwand.

Die französischen Revolutionsarmeen und die napoleonischen Heere zeichneten sich durch eine deutliche Steigerung der Heeresmassen aus, bei gleichzeitigem partiellem Verzicht auf die maschinengleiche Uniformität der einzelnen Individuen. Den unteren und mittleren Offiziersrängen wurde ein höheres Maß an Selbstständigkeit zugebilligt. Die französischen Revolutionsheere wurden zunächst unterschätzt, eben weil es ihnen an Exaktheit mangelte. Sie machten dies aber durch die schiere Masse der zum Einsatz kommenden Soldaten, durch individuelle Kampfkraft und durch bessere Führung auf wohl allen Ebenen wett. Bezeichnenderweise verdrängten in diesen Jahren „Begriffe aus dem Felde natürlicher und künstlicher Elektrizität“ (BRÖCKLING, 1997, S. 121) die Maschinenmetaphern in der militärischen Publizistik.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verschwanden die Massen vom Schlachtfeld. Spätestens nach dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 kamen geschlossene Linien und Kolonnen nicht mehr zum Einsatz, weil sie ein leichtes Ziel boten und den Einsatz nicht überleben konnten. An ihre Stelle traten kleine Verbände, die in Deckung gingen, gezielt schossen und selbst nach Möglichkeit kein Ziel boten. Damit aber veränderte sich das Massenbild des Militärs. Zwar wurde noch marschiert (wenn auch wegen des Eisenbahntransports immer weniger), der Kampf selbst aber wurde nicht mehr durch abgerichtete, kunstvoll-akkurat sich bewegende Einheitskörper und Einheitsformationen bestimmt. Die Masse wurde zum Aufmarschphänomen und hörte auf, ein Kampfphänomen zu sein (WALTER, 2003, S. 145 ff.). Militärmassen paradierten, aber sie kämpften nicht mehr. Dementsprechend entfernten sich die Aufmärsche und Paraden des Militärs während der Wilhelminischen Zeit immer weiter von der Kriegsrealität (VOGEL, 2000). Altgediente Offiziere mochten nostalgisch werden angesichts militärischer Aufmärsche – sie mussten wissen, dass der Krieg anders sein würde.

Ein Extrembeispiel für diese Entwicklung war die Kavallerie, seit dem Mittelalter die edelste, weil teuerste und adlig geprägte Waffe des Heeres. Berittene Truppen waren das Aushängeschild der Armee. Sie symbolisierten die ständische Gesellschaft, das notwendig Ungleiche, aber auch das Pittoreske, das Gentlemanlike, das Mann-gegen-Mann-hafte. Doch im 19. Jahrhundert verlor die Kavallerie ihr Einsatz-

feld. Schon bei der Auswertung der napoleonischen Kriege hatte es unter Militärs Debatten darüber gegeben, welche Rolle die Kavallerie zukünftig noch würde spielen können. Massenangriffe der Kavallerie hatten keine schlachtentscheidende Bedeutung gehabt. Dass die Kavallerie dennoch weiter gepflegt wurde, hatte mehr mit ihrer sozialen als mit ihrer militärischen Funktion zu tun. Sogar im japanisch-russischen Krieg von 1904/05 wurden noch Kavallerieattacken geritten, obwohl sie gegen Stacheldraht und Maschinengewehr jede Chance auf Wirkung verloren hatten. „Ein Beobachter der Kämpfe im fernen Osten vermerkte ironisch, der Reiterei bleibe angesichts der feuerspeienden Automaten nichts anderes zu tun als den Fußsoldaten Reis zu kochen“ (DINER, 1999, S. 42). Auch hier gilt: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Masse als Element der aktiven Kriegführung verloren. Auch die soziale Distinktion verblich langsam.

Der Erste Weltkrieg setzte dieser Entwicklung die Krone auf. Vor dem Hintergrund des mittleren 19. Jahrhunderts – vom 18. Jahrhundert ganz zu schweigen – war er ein schmutziger und langweiliger Krieg. Er glich vor allem im Westen einem ins Gigantische gesteigerten Festungskrieg, dominiert von Maschinen, Technik und grauen Maulwurfsmännern. Kein Platz für die Kavallerie, kein Platz für das Bajonett, vom Aufmarsch mit klingendem Spiel gar nicht zu reden. Schlecht ausgebildete Wehrpflichtarmeen wühlten im Dreck. Der Erste Weltkrieg war ein menschenmassenmordender Maschinenkrieg, der alles umpflügte und zerbrach, was sich ihm in den Weg stellte: Wälder und Felder ebenso wie soziale Unterschiede und kulturelle Distinktionsmittel. „Unsere schöne Vernunft ist Irrsinn geworden“, schrieb Hermann HESSE. „Unser Geld ist Papier, unsere Maschinen können bloß noch schießen und explodieren, unsere Kunst ist Selbstmord. Wir gehen unter, Freunde“ (zitiert nach KRUSE, 1997, S. 184).

Während des Ersten Weltkrieges und in den 1920er Jahren kehrte die Maschinenmetapher des 18. Jahrhunderts wieder (COWAN & SICKS, 2005). Aber sie war nicht mehr die mechanische Exerzier-, Gewehrlade- und Aushalteroutine, sondern ein automobiles, multifunktionales, tendenziell grenzenloses und unbeherrschbares Monstrum. Der Mensch wurde in dem bezeichnenderweise „Materialschlacht“ genannten Kampf um Verdun Teil einer neuartigen Maschine. „Wir alle sind“, so Ernst TOLLER, „Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keiner weiß, wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiß, warum, wir werden gelockert, gefeilt, angezogen, ausgewechselt, verworfen“ (zitiert nach KRUSE, 1997, S. 187). Die Maschine konnte aber auch dem Menschen gegenüberreten. Auch dann blieb sie ambivalent. Sie gefährdete, verdrängte, ermordete Menschen. Aber sie eröffnete auch neue Möglichkeiten. Der brutal-egaliserende Maschinenkrieg schockierte traditionsverhaftete Aristokraten und Bürger. Einige junge modernitätsorientierte intellektuelle Soldaten hingegen waren fasziniert. Sie ließen sich von der „scheinbar paradoxen Triade der Modernität, Mensch-Masse-Maschine“ (ROSENHAFT, 1996, S. 124) nicht schrecken. Sie begriffen sie als radikalen Abschied von den Sekuritäten des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Aus den Materialschlachten von Verdun erwuchs „ein aggressiver Mythos mit futuristischen und nihilistischen Zügen[. Er war] eng mit einer Faszination durch das Zeitalter moderner Technologie verbunden, enthielt radikale und auf seine Weise revolutionäre Elemente und hatte eine starke ästhetische Ausstrahlung“ (HÜPPAUF, 1993, S. 43). Eines seiner Symbole war das Flugzeug. Es löste die Kriegsplanung vom Augenschein des Heerführers. Die

Reiter- und Hügelperspektive war passé (KAUFMANN, 2002). Die Zukunft gehörte den Beobachtungsmaschinen der Lüfte.

Die Kriegsmaschinen nahmen seit den 1920er Jahren den Platz der Soldaten ein. Jedenfalls in den Aufmärschen. Seit der Zwischenkriegszeit sind Militärparaden zu Technikshows geworden. Die Macht des Militärs offenbart sich in der Kriegsmaschinerie, die es auffahren lässt, in Panzern, Artillerie und in den Flugzeugen, die über die Köpfe donnern. Der marschierende Mensch ist das ausführende Organ des Militärapparats. Er selbst wird maschinengleich. Nach Verdun wurde der Soldat immer öfter als starr, herb, unnachgiebig, kalt und aggressiv dargestellt, eher ein soldatischer Typ als ein kämpfendes Individuum (HÜPPAUF, 1993, S. 64–65). Sein wichtigstes Accessoire war der Stahlhelm. Das Herz des Militärs war die Maschine. Marschierende Menschenmassen wurden abhängiger Teil eines größeren technisierten Zusammenhangs. Insofern überholte die Maschinenmetapher des 20. Jahrhunderts die des 18., ohne sie einzuholen. Die dressierten Unterschichtkörper des ständischen 18. Jahrhunderts, die von adligen Offizieren in die – seltene – Schlacht geführt wurden, hatten im nationalen und bürgerlichen 19. Jahrhundert an Individualität gewonnen. Gleichzeitig waren sie unkriegerischer und bürgerlicher geworden, wie umgekehrt sich das Bürgertum das Militär anverwandelt hatte (BECKER, 2003). Der Erste Weltkrieg brachte die Maschine zurück, aber ohne adlige Maschinisten und mit Menschen, die entweder als Teile oder als Opfer der Maschinerie erschienen. Daraus erwuchsen keine vordemokratisch-fürsorglichen Ideale mehr, sondern nachdemokratisch-menschenverachtend-faschistische.

Grau in Grau

Soldaten waren schmuck. Sie waren bunte Vögel. Jedenfalls bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Soldaten trugen bunte Kleidung. Der preußische Infanterist des Jahres 1805 marschierte und kämpfte in weißer Hose und blauroter Jacke. Ärmelaufschläge und Kragen variierten von Regiment zu Regiment, konnten weiß, rot oder gelb ausfallen. Der Linien-Infanterist des Jahres 1880 trug keine wesentlich andere Kleidung. Nur seine Pickelhaube war gegenüber der napoleonischen Zeit wirklich neu. Die Armeen der anderen deutschen Staaten sahen anders aus, denn eine deutsche Uniform gab es im auch militärisch „hegemoniale[n] Föderalismus“ (ULLMANN, 1999, S. 3) des Kaiserreichs nicht. Der sächsische Feldinfanterist des Jahres 1893 trug blaue Kleidung mit goldenen Knöpfen und roten Ärmelaufschlägen und Kragen. Andere Verbände bevorzugten grün-rote oder blau-rote Jacken und schwarze oder braune Hosen (FUNCKEN, 1997).

Der rückschauende Beobachter mag bunte Kleidung im Gefecht für lebensverkürzend und daher dysfunktional halten. Das ist jedoch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein falsch. Solange Soldaten in Massen auf dem Schlachtfeld auftraten, nur als geordnete Masse funktionierten und daher ihre Einheit wiederfinden können mussten, wie sie auch andererseits von Offizieren bestimmten Regimentern zugeordnet werden mussten, war auffallende Kleidung mit regimentsweiser Variation notwendig. Erst mit dem Zündnadelgewehr und den gezogenen Gewehrläufen wurde die bunte Kleidung, die man heute noch in nur leichter Verfremdung im Kölner Karneval bewundern kann, wenn die Roten Funken, eine

Persiflage auf die Kölner Stadtsoldaten des späten 18. Jahrhunderts (FRIE, 2005), auftreten, unpraktisch. Die im preußisch-österreichischen Krieg von 1866 mit großem Effekt eingesetzten Präzisionswaffen ermöglichten genaues Zielen über große Entfernungen. Sie machten bunte Vögel zu leichter Beute (SHOWALTER, 2004). Nachdem 1870 die französischen Chassepots unter den preußischen Soldaten, deren Gewehre zwar ebenfalls genau, aber nicht so weit schossen, herbe Verluste verursacht hatten, war klar, dass in einem künftigen Krieg dezentere Kleidung vonnöten sein würde. Doch erst nach der Jahrhundertwende verschwand die Farbe aus der Felddienstkleidung deutscher Soldaten endgültig. Für Paraden setzte das preußisch-deutsche Militär unbeirrt weiter auf bunte Kleidung. Militärparaden waren regionale Großereignisse, imposante Shows, in denen sich militärische Selbstdarstellung und ein folkloristisch angehauchter Militarismus von unten mischten (FREVERT, 2001, S. 288–289; VOGEL, 2000). Mit der Realität des Krieges, wie er sich 1870/71 abgezeichnet hatte, hatten sie wenig zu tun.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie anders die „Feldgrauen“ aussahen, die den Ersten Weltkrieg bestritten. Ihr Krieg war keine Parade, keine Show. Ihr Krieg fand jenseits des Erfahrungshorizonts der Wilhelminischen Gesellschaft statt. Die Symbole dieses Krieges waren nicht Pickelhauben, bunte Röcke und weiße Hosen, sondern Schützengraben, Stacheldraht und das mörderische Maschinengewehr, gegen das die Zündnadelgewehre des preußisch-österreichischen und die Chassepots des französisch-preußischen Krieges geradezu harmlos wirkten. „Maschinen machen Menschen gleich“ (DINER, 1999, S. 47). Die „nivellierende Erfahrung automatischer Egalität“ (DINER, 1999, S. 47) stand Beobachtern im Grau und Braun der Soldaten vor Augen. Wer die Feldgrauen marschieren sah, sah etwas, das er vor 1914 noch nicht gesehen hatte. Er sah eine graue Masse, entindividualisiert, dumpf-entschlossen, Fabrikarbeiter des Todes auf dem Weg zu oder von ihrem Arbeitsplatz. Die Nachkriegsaufmärsche der 1920er und 1930er Jahre folgten diesem Muster und waren daher zutiefst modern. Mit jedem Schritt negierten sie die bunten Harmlosigkeiten des Wilhelminischen Zeitalters. Sie waren futuristisch. Grau war nicht die Grundfarbe der Geschichte in den 1920er Jahren, sondern die Grundfarbe der Zukunft.

Hören und Sehen

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein marschierten Soldaten in den Krieg – und dann waren sie weg. Weil die meisten von ihnen lang dienende Berufssoldaten waren, rührte ihr Schicksal die Daheimgebliebenen nicht wirklich. Irgendwann überbrachte ein berittener Militär die Nachricht, wie die Schlacht ausgegangen war. Im April 1814 war es Wilhelm von Schwerin, der gute Nachrichten aus Frankreich nach Berlin brachte, was seine Frau Sophie ein Leben lang mit Stolz erfüllen sollte. Graf D'Orville, der 1806 die Nachricht von Jena und Auerstedt in Berlin hatte verbreiten müssen, konnte weniger Stolz empfinden (ROMBERG, 1910). Die Nachricht konnte Anfang des 19. Jahrhunderts noch nicht schneller sein als das schnellste Pferd. Das trennte Kriegsschauplatz und Heimat auch zeitlich voneinander. Noch die Nachricht vom Fall Sewastopols auf der Krim brauchte drei Wochen, ehe sie London erreichte, diesmal allerdings per Schiff. Nach der Nachricht kamen die Soldaten,

sofern sie überlebt hatten. Manchmal waren die Soldaten auch schneller als die Nachricht, vor allem, wenn letztere aus politischen Gründen zurückgehalten wurde. Das gilt etwa für die Niederlage Napoleons in Russland 1812, die in Berlin durch bemitleidenswert aussehende französische Rückzugstruppen augenscheinlich wurde. Der Krieg hatte einen eigenen Ort, eine eigene Zeit, eine eigene Logik. Das Grauen blieb den Daheimgebliebenen verborgen, sofern die Schlacht nicht bei ihnen zuhause stattfand.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich das Verhältnis von Front und Heimat. Ein Vorläufer waren die Befreiungskriege gewesen, als viele der preußischen Soldaten Freiwillige und dann auch Wehrpflichtige waren. Unter preußischen Fahnen standen nun Väter, Brüder und Söhne und nicht mehr namenlos funktionierende Berufsmilitärs. Preußen hielt während des 19. Jahrhunderts an der Wehrpflicht fest (FREVERT, 2001) und verankerte so die Militärerfahrung tief im Bewusstseinshorizont der Nation. Kriege führte es freilich zwischen 1815 und 1864 nicht – sieht man von Episoden wie einer Polen-Expedition, einer Schleswig-Holstein-Expedition und der Niederschlagung der Revolution 1849 ab, die für Zeitgenossen kaum als Kriege zählten. Noch einmal schien es zu gelingen, den Krieg einzuhegen, ihn den Experten zu überlassen, ihn vom bürgerlichen Leben zu trennen. Das änderte sich seit dem Krimkrieg. Nun gab es Bilder des Krieges, wenn auch zunächst nur inszenierte Standbilder (WALTER, 2003, S. 171). Die Eisenbahn brachte Soldaten, Berichterstatter, Briefe und Feldpostkarten binnen Tagen oder gar Stunden von der Heimat zum Schlachtort und zurück. Der Telegraf lieferte bald darauf Informationen von Schlachten, die am nächsten Tag in der Zeitung stehen konnten.

Die Verkürzung von Raum und Zeit durch Eisenbahn, Telegraf, Fotografie, Zeitung und Telefon erreichte während des Ersten Weltkrieges einen Höhepunkt. Den Ersten Weltkrieg konnte man in der Heimat mitverfolgen. Man konnte ihn hören und sehen und infolge der Blockade auch schmecken. Der Krieg war – vor dem Hintergrund der Zeit- und Raumwahrnehmung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – live. In den Schulen und auf öffentlichen Plätzen wurde der Frontverlauf mit Fähnchen abgesteckt. Anfangs gab es häufiger siegfrei – im weiteren Kriegsverlauf eher weniger (ULLRICH, 1994). Das förderte einerseits die Identifikation zwischen Front und Heimat. Andererseits wurden Front und Heimat sich auch ihrer Unterschiedlichkeit bewusst. Die völlig verschiedenen Sprach-, Verhaltens-, Gewalt- und Körperlichkeitswelten trafen ohne den Puffer umständlicher Zeit- und Raumüberwindung vergleichsweise unmittelbar aufeinander, mit verstörenden Effekten, wie aus den Büchern Erich Maria REMARQUES zu ersehen ist.

In den 1920er Jahren veränderten neue Massenmedien Hören und Sehen noch einmal. Schon im Oktober 1914 hatte erstmals das deutsche Kino Informationen über den Krieg geliefert. Zwar wurden in der Folgezeit Aufnahmeverbote für Frontszenen verhängt. Dafür aber tauchten nun Soldatenfilme in den Kinoprogrammen auf (MÜHL-BENNINGHAUS, 2004; OPPELT, 2002). Über die neuen Medien Dokumentar- und Spielfilm wurde der Weg zu einer neuartigen und tendenziell unbegrenzten Reproduktion von Militär- und Massenerfahrung geebnet. In den 1920er Jahren kam das Radio als neuer Übermittlungsweg hinzu. Radio und Kino wirkten scheinbar direkt, ohne Umweg über den Intellekt, den das Lesen und Zu-

hören erforderte, auf Menschen. Sie schienen Miterleben abseits vom Tatort zu ermöglichen.

Diese Erfahrung prägte Deutschland in besonderer Weise. Das Land kam auch nach 1918 von der Kriegserfahrung nicht los. Deutschland blieb bis zum Ende der Weimarer Republik, so Richard BESSEL, eine vergangenheitsbezogene Nachkriegsgesellschaft, die sich weigerte, eine zukunftsorientierte Friedensgesellschaft zu werden (BESSEL, 1993, S. 284). Damit erhielt auch die Beobachtung von Menschenmassen eine andere Qualität. Wer im Deutschland der 1920er Jahre marschierende Menschen direkt oder über die Massenmedien quasi-direkt erlebte, sah, hörte und fühlte anderes als Beobachter in anderen nationalen politischen Kulturen. Er sah, hörte und fühlte auch anders als ein deutscher Beobachter der 1890er, der 1860er oder gar der 1830er Jahre. Der Krieg blieb gegenwärtig und er blieb umstritten. Er war in den 1920er Jahren „die Vergangenheit, die nicht vergehen will“ (NOLTE, 1986). Das machte seine Interpretation zu einer Schlüsselfrage der politischen Kultur.

Welcher Krieg?

Kriegserfahrung ist nicht naturgegeben. Kriegserfahrung ist nicht einheitlich. Menschen erleben den Krieg unterschiedlich, weil sie unterschiedliche Vorkriegserfahrungen mitbringen, unterschiedlichen Bildungsschichten, Regionen, Berufen, familiären Rollen entstammen, an unterschiedlichen Einsatzorten unterschiedliche Erfahrungen machen und nach Ende des Krieges unterschiedliche Zukünfte vor sich haben. Es ist daher höchst umstritten, ob es eine Kriegsgeneration gegeben hat.

Vielleicht kann man die intensive Forschung der letzten Jahre so zusammenfassen, dass die vor allem in den späten Jahren der Weimarer Republik viel beschworene Kriegserfahrung Produkt jahrelanger bitterer Auseinandersetzungen war, an deren Ende – und nicht an deren Anfang – eine relativ einheitliche Deutungskultur stand. Direkt nach Kriegsende war keineswegs absehbar gewesen, dass Schützengräben und marschierende Menschenmassen positiv wahrgenommen werden würden. Der Weltkrieg war an der Westfront von vielen deutschen Soldaten schon vor dem Waffenstillstand in einer Art Militärstreik beendet worden. Der größte Veteranenverband der ersten Nachkriegsjahre, der Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen, war sozialdemokratisch geprägt und betrieb eine denkbar unmilitärische Politik. Die Freikorps und Wehrverbände organisierten nur eine kleine Minderheit der Weltkriegsteilnehmer. Eine Nie-wieder-Krieg-Stimmung und pazifistische Parolen hatten durchaus Breitenwirkung (ZIEMANN, 2003; KRUSE, 2005).

Erst im Laufe der zwanziger Jahre, vor allem in ihrer zweiten Hälfte, vereinheitlichte sich die Deutung des Krieges. Thomas KÜHNE zeigt dies am Beispiel des Begriffs der Kameradschaft. „Kameradschaft entfaltete in Deutschland nach 1918 deswegen eine so ungeheure lager-, generationen- und geschlechterübergreifende Attraktivität, weil sie vielfältig auszudeuten war. Sie vereinte Exklusivität und Integration, Subversion und Autorität, Egalität und Hierarchie, Männlichkeit und Weiblichkeit, Fürsorge und Terror, Zärtlichkeit und Zwang, Geborgenheit und Gewalt, Frieden und Krieg. Diese Ambivalenz war nach 1918 Ausgangspunkt eines

Streits um die richtige Semantik und Erinnerung gewesen. 1930 wurde er zugunsten der autoritären, zwanghaften und bellizistischen Elemente entschieden. Kameradschaft leitete nun eine Kultur der Scham an, in der das Denken, Fühlen und Handeln in Kategorien individueller Lebensführung und persönlicher Verantwortung abgelöst war vom Diktat einer Moral, die nur erlaubte, was dem physischen Erhalt, dem sozialen Leben und dem Prestige der eigenen Gruppe dienlich war. [...] Charakteristisch für die deutsche Geschichte nach dem Ersten Weltkrieg war, dass Kameradschaft in den zwanziger Jahren eine Bedeutungsausdehnung weit über das Militär hinaus erfuhr, dann in dieser umfassenden Bedeutung in vielen zivilen Bereichen vergesellschaftet und schließlich seit 1933 verstaatlicht wurde“ (KÜHNE, 2006, S. 109–110).

Die vereinheitlichte Weltkriegsdeutung der ausgehenden 1920er Jahre wirkte besonders stark auf diejenigen Deutschen, die den Krieg gar nicht aktiv miterlebt hatten. Die Kriegsjugendgeneration, die in der Weimarer Republik ihren Platz weder im Arbeitsleben noch in der demokratischen politischen Kultur finden konnte, fühlte sich besonders angezogen vom „männlich-kämpferische[n] Schutz- und Gemeinschaftsversprechen“. „Der hohe Grad sozialer Militarisierung in der Endphase der Weimarer Republik [lässt sich] vor allem aus den spezifischen Sozialisationserfahrungen und Statusängsten der jungen Generation erklären“ (FREVERT, 2001, S. 310–311). Diese Generation aber wurde nicht mehr militärisch sozialisiert. Sie musste Militärerfahrung simulieren. Die Kriegserfahrung der ausgehenden 1920er Jahren war nach langen Deutungskämpfen artifiziiell homogenisiert. Die Militärerfahrung der eigentlich wehrverwendungsfähigen Jugend der späten 1920er Jahren war inszeniert und theatralisiert. Diese homogenisierten und adaptierten Kriegs- und Militärerfahrungen prägten die Massenaufmärsche und politischen Straßenkämpfe junger Menschen der ausgehenden Weimarer Republik.

Militär und Paramilitär

Die verbündeten deutschen Armeen hatten 1875 eine Friedenspräsenzstärke von 422 615 Mann gehabt. Vor Kriegsausbruch 1914 waren es 794 319 Mann (FREVERT, 2001, S. 272). Während des Krieges haben über 11 Millionen Deutsche in der Armee gedient (BESSEL, 1993, S. 258). Im April 1919 zählte die vorläufige Reichswehr 400 000 Mann, im Sommer 1920 noch 200 000 Mann. Infolge des Versailler Vertrages wurde sie bis zum 1. 1. 1921 auf 100 000 Mann verkleinert (WOHLFEIL & DOLLINGER, 1972, S. 51 u. 57–58). Die Wehrpflicht wurde abgeschafft. Die deutsche Armee hieß nun Reichswehr. Sie symbolisierte nicht mehr Preußen und anhängende Verbündete, sondern die Reichseinheit. Passenderweise war sie kleiner als je eine preußische Armee im 19. Jahrhundert gewesen war. Ihr Haupteinsatzfeld lag faktisch im Innern. Sie wurde in den bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen der ersten Republikjahre eingesetzt. Danach zog sie sich in die Kasernen zurück.

Im September 1922 erließ der Chef der Heeresleitung Hans von Seeckt einen Befehl, „der einen Vorbeimarsch von Reichswehrtruppen vor dem Reichspräsidenten grundsätzlich untersagte“ (MÖLLERS, 1998, S. 61). Von den Feiern zum Verfassungstag am 11. August hielt sich die Reichswehr fern. Reichswehrminister

Schleicher verweigerte Ende der Weimarer Republik jede Mitwirkung von Reichswehrangehörigen an den Verfassungsfeiern mit der Begründung, dass diese „unter dem Vorwand, die Festigung der Republik bzw. allgemeine staatliche Zwecke zu verfolgen, in Wirklichkeit rein parteipolitische Veranstaltungen darstellten“ (WOHLFEIL & DOLLINGER, 1972, S. 97). Umgekehrt hat auch der erste Reichspräsident Friedrich Ebert den ihm laut Verfassung zustehenden Oberbefehl über die Streitkräfte faktisch nicht ausgeübt. Zwar nutzte er die Reichswehr, um die Reichseinheit in den schwierigen ersten Jahren der Republik zu wahren bzw. durchzusetzen. Doch Paraden hielt er nicht ab, an Manövern nahm er nicht teil. Das änderte sich mit dem Amtsantritt Hindenburgs. Er behandelte den Reichswehrminister wie seinen Untergebenen. Hindenburg „ließ keinen Zweifel an den organisatorischen Befugnissen und Ehrenrechten des Reichspräsidenten aufkommen. Dem Verhalten kam entgegen, daß ihn die bewaffnete Macht uneingeschränkt als ihren Oberbefehlshaber anerkannte“ (WOHLFEIL & DOLLINGER, 1972, S. 73–74; vgl. MÖLLERS, 1998, S. 64 u. 308 ff.). Doch diese Anerkennung galt nicht dem höchsten Repräsentanten der Republik, sondern dem hochgeachteten Führer des kaiserlichen Heeres. Und sie vollzog sich wesentlich abseits der Öffentlichkeit.

In den 1920er Jahren war die Reichswehr daher, sieht man von den inneren Einsätzen vor 1923 ab, wenig präsent. Marschiert wurde dennoch und wahrscheinlich wesentlich mehr als vor dem Krieg. Während die Reichswehr numerisch eng begrenzt wurde und sich selbst von der Republik und ihren Repräsentanten und Repräsentationen fernhielt, prägten das Militärische und die Gewalt die Gesellschaft. „Weite Teile des konservativen Vereinsnetzes verstanden sich [...] als Kampfgemeinschaft und definierten sich explizit als Ersatz für die Reichswehr“ (BÖSCH, 2002, S. 76). Die Geschichte der Weimarer Republik ist eine Geschichte des nach- oder vielleicht besser extramilitärischen Militarismus. „While Germany after the First World War was a society without a large military presence – due to the ban on conscription and the limitations of size of the armed forces imposed by the Versailles treaty – Weimar politics were stamped to an extraordinary degree by respect for, and glorification of things military“ (BESSEL, 1993, S. 261). Dieser Militarismus aber war inhaltlich und inszenatorisch neu. Dirk SCHUMANN hat dies in einer eindringlichen Untersuchung zur politischen Gewalt in Mitteldeutschland gezeigt. Bezeichnenderweise war es eine Gruppe, die sich nach einer Ikone des Ersten Weltkriegs „Stahlhelm“ nannte, die die neue Strömung am erfolgreichsten verkörperte. „Der Platz, den bislang Polizei und Militär eingenommen hatten, wurde jetzt von wohlorganisierten Gruppen der radikalen Rechten besetzt, an erster Stelle vom ‚Stahlhelm‘. Ihre Verbindung von Kriegsdeutung und politischer Kampfbereitschaft war etwas Neues. Mit Fahnenweihen, Aufmärschen und Kundgebungen versuchten sie, den öffentlichen Raum physisch und symbolisch zu besetzen“ (SCHUMANN, 2001, S. 143). Das Militär selbst hat paramilitärische Organisationen eine Zeit lang gefördert, um die Beschränkungen des Versailler Vertrages in Bezug auf Nachwuchsrekrutierung zu umgehen. Ein uneingeschränkt positives Verhältnis zu den Paramilitärs hat es jedoch nicht entwickelt. Der extramilitärische Militarismus der Weimarer Republik war damit gewissermaßen amilitärisch. Die Masseninszenierungen und ihre teils kontrollierte, teils unkontrollierte Gewalt waren weniger in einem traditionellen Sinn militärisch als kriegerisch, gewalttätig, aktivistisch, maschinell. Sie waren weder ein unmittelbares Produkt des deutschen

Militarismus der Vorkriegszeit noch der unmittelbaren Kriegserfahrung. Sie entstanden zwar auf einer Plattform, die der Vorkriegsmilitarismus geschaffen hatte. Und sie waren nur möglich, weil es den Ersten Weltkrieg gegeben hatte. Doch ihre Virulenz erhielten sie erst durch die konflikthafte Verarbeitung der Kriegserfahrung nach 1918 in einer politischen Kultur, die durch die spezifisch deutsche „military culture“ (HULL, 2005) des Kaiserreichs geprägt worden war. Ihre Allgegenwart war auch eine Folge des inszenatorischen Vakuums, das die Beschränkung des Militärs durch den Versailler Vertrag und der weitgehende Verzicht auf offizielle militärkulturelle Inszenierungen zurückgelassen hatten.

Militarismus ohne Militär

Wie steht es nun um das Verhältnis von Militär und Massenritualen in der Weimarer Republik? Unser Durchgang hat gezeigt, dass der Erste Weltkrieg neu war: massenmordend, maschinisiert, grau, live und unvergänglich. Auch wenn er an militärische, politische und kulturelle Entwicklungen des Wilhelminismus angeschlossen, hat er diese doch fundamental durchgearbeitet und umgeprägt. Die politische Kultur der Weimarer Republik ist geprägt durch den Kampf um die Deutung des totalen Krieges. Am Ende dieses Deutungskampfes steht erst spät eine homogenere und dann antidemokratische Deutung der Kriegserfahrung. Bei der Inszenierung und Theatralisierung dieser zur Vormacht strebenden Kriegsdeutung hat die Generation eine prominente Rolle gespielt, die den Krieg selbst nicht an der Front miterleben können. Sie vor allem bildete die paramilitärischen Massen, die die politische Szenerie der späten Weimarer Republik prägten.

Die paramilitärischen Massen gehören damit nicht zum unmittelbaren Erbe, das die „military culture“ des Kaiserreichs der Weimarer Republik hinterließ. Sie sind kein Produkt des Militärs, sondern des Weltkriegs und seiner Verarbeitung in einer tief gespaltenen Deutungskultur. In diesem Kampf konnte die zusammengestrichene und zu den politischen Eliten in einem Nicht-Verhältnis stehende Reichswehr keine Formensprache bereitstellen. Denn die durch den Versailler Vertrag weitgehend demilitarisierte Republik fand kein Verhältnis zu ihrem offiziellen Militär, wie auch umgekehrt das offizielle Militär keine republikkonformen Inszenierungen zuwege brachte. Was wir in den 1920er Jahren an Masseninszenierungen sehen, ist eine die Deutungskultur zunehmend dominierende Verarbeitung der Weltkriegserfahrung, die die modernsten militärischen Formen weiterentwickelt. Es ist der gedeutete Krieg, nicht eine traditionelle militärische Formensprache, der den Masseninszenierungen der Weimarer Republik zugrunde liegt.

Literatur

- BECKER, F. (2003). Strammstehen vor der Obrigkeit? Bürgerliche Wahrnehmung der Einigungskriege und Militarismus im Deutschen Kaiserreich. *Historische Zeitschrift*, 277, 87–113.
- BESSEL, R. (1993). *Germany after the First World War*. Oxford: Oxford University Press.

- BLÄTTLER, S. (1995). *Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts* (Politische Ideen 3). Berlin: Akademie-Verlag.
- BÖSCH, F. (2002). *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik* (Veröff. d. Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen 19). Göttingen: Wallstein.
- BROCKLING, U. (1997). *Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion*. München: Fink.
- COWAN, M. & SICKS, K. (2005). Technik, Krieg und Medien. Zur Imagination von Idealkörpern in den zwanziger Jahren. In Dies. (Hrsg.), *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933* (S. 13–29). Bielefeld: transcript.
- DINER, D. (1999). *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*. München: Luchterhand.
- FREVERT, U. (2001). *Die kasernierte Nation*. München: Beck.
- FRIE, E. (2005). Die Roten Funken machen Geschichte. In H. HUNOLD u. a. (Hrsg.), *Vom Stadtsoldaten zum Roten Funken. Militär und Karneval in Köln* (S. 315–322). Köln: Greven.
- FRIE, E. (2001). *Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777–1837. Biographien eines Preußen*. Paderborn: Schöningh.
- FUNCKEN, L. & F. (1997). *Historische Uniformen. Napoleonische Zeit, 18. und 19. Jahrhundert. Preußen, Deutschland, Österreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland*. München: Mosaik-Verlag.
- GEMBRUCH, W. (1990). Menschenführung im preußischen Heer von Friedrich dem Großen bis 1806. In Ders., *Staat und Heer. Studien zum ancien régime, zur Französischen Revolution und zu den Befreiungskriegen* (S. 169–186), hrsg. v. J. KUNISCH (Historische Forschungen 40). Berlin: Duncker & Humblot.
- HULL, I. (2005). *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*. Ithaka – London: Cornell University Press.
- HÜPPAUF, B. (1993). Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“. In G. HIRSCHFELD u. a. (Hrsg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte 1) (S. 43–84). Essen: Klartext.
- KAUFMANN, S. (2002). Kriegführung im Zeitalter technischer Systeme – Zur Maschinisierung militärischer Operationen im Ersten Weltkrieg. *Militär-geschichtliche Zeitschrift*, 61, 337–367.
- KRUSE, W. (2005). Gibt es eine Weltkriegsgeneration? *BIOS*, 18 (2), 169–173.
- KRUSE, W. (1997). Krieg und Kultur. Die Zivilisationskrise. In Ders. (Hrsg.), *Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918* (S. 183–195). Frankfurt/M.: Fischer.
- KÜHNE, T. (2006). *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 173). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- MÖLLERS, H. (1998). *Reichswehrminister Otto Geßler. Eine Studie zu „unpolitischer“ Militärpolitik in der Weimarer Republik*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang.
- MÜHL-BENNINGHAUS, W. (2004). *Vom Augusterlebnis zur Ufa-Gründung. Der deutsche Film im Ersten Weltkrieg*. Berlin: Avinus-Verlag.
- NITZSCHKE, A. (1990). Der Abschied vom Individuum. Kulissen und Kolonnen. In Ders. u. a. (Hrsg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880–1930*, Bd. 2 (S. 221–248). Reinbek: rororo.
- NOLTE, E. (1986). Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6. Juni 1986.
- OPPELT, U. (2002). *Film und Propaganda im Ersten Weltkrieg*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- ROMBERG, A. von (Bearb.) (1910). *Vor hundert Jahren. Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin geb. Gräfin Dönhoff*. 2. Aufl. Berlin: Stargardt.
- ROSENHAFT, E. (1996). Lesewut, Kinosucht, Radiotismus. Zur (geschlechter-)politischen Relevanz neuer Massenmedien in den 1920er Jahren. In A. LÜDTKE u. a. (Hrsg.), *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts* (Transatlantische Historische Studien 6) (S. 119–143). Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- SCHUMANN, D. (2001). *Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg* (Veröff. d. Instituts f. soziale Bewegungen A 17). Essen: Klartext.
- SHOWALTER, D. (2004). *The Wars of German Unification*. London: Hodder Arnold.
- SIKORA, M. (1996). *Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert* (Historische Forschungen 57). Berlin: Duncker & Humblot.
- TOLSTOI, L. (2000). *Krieg und Frieden*, Bd. 2. Aus dem Russischen übertragen von Werner BERGENGRUEN. 5. Aufl. München: dtv.
- ULLMANN, H.-P. (1999). *Politik im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*. München: Oldenbourg.
- ULLRICH, V. (1994). Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der Wilhelminischen Gesellschaft. In W. MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analysen* (S. 603–621). München – Zürich: Serie Piper.
- VOGEL, J. (2000). Military, Folklore, Eigensinn. Folkloristic Militarism in Germany and France, 1871–1914. *Central European History*, 33, 487–504.
- WALTER, D. (2003). *Preußische Heeresreformen 1807–1870. Militärische Innovation und der Mythos der „Roonschen Reform“* (Krieg in der Geschichte 16). Paderborn: Schöningh.
- WOHLFEIL, R. & DOLLINGER, H. (1972). *Die Deutsche Reichswehr. Bilder – Dokumente – Texte zur Geschichte des Hunderttausend-Mann-Heeres 1919–1933*. Frankfurt/M.: Bernard & Graefe.
- ZIEMANN, B. (2003). Germany after the First World War – A Violent Society? Results and Implications of Recent Research on Weimar Germany. *Journal of Modern European History*, 1, 80–95.